

Bücher

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **50 (1970-1971)**

Heft 5

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FRAU UND POLITIK

Zwei Publikationen

Die unter dem Titel «Die Frau in der Schweiz» erschienene Studie von *Marga Bühlig* und *Anny Schmid-Affolter* stellt die vielfältigen Aspekte fraulichen Wirkens in Familie, Beruf und Öffentlichkeit dar¹. Es geht den Autorinnen um die Beleuchtung der alltäglichen Situation der Schweizerin, nicht um die Hervorhebung besonderer Leistungen einzelner Frauen. Auch steht weniger das Frauenstimmrecht im Mittelpunkt der Schrift als vielmehr Fragen der zivilrechtlichen und beruflichen Gleichberechtigung als Voraussetzungen echter Partnerschaft. Das weitverzweigte Thema ist umfassend angegangen, die Resultate sind klar und eingänglich festgehalten. Im Aufbau folgt die Arbeit dem Lebensweg der Frau: Sie führt von der Mädchenbildung über Stellung und Aufgabe in Ehe und Familie zur Berufstätigkeit und zur Mitarbeit an öffentlichen Aufgaben.

Die Autorinnen gehen von der Feststellung aus, dass sich unsere schweizerische Gesellschaft in einem dynamischen Entwicklungsprozess befindet. Das Selbstverständnis des Schweizer und der Schweizerin orientiert sich aber noch weitgehend an einer längst vergangenen Gesellschaft, für die das Stichwort «Gotthelf» kennzeichnend ist. Das Leitbild von der Frau, die «ins Haus» gehört, ist noch ausserordentlich tief verwurzelt, und zwar nicht nur bei den Männern, sondern auch bei vielen Frauen, die nur mit schlechtem Gewissen eine Verantwortung ausserhalb des Hauses übernehmen.

Zwischen der Stellung der Frau in der Gesellschaft und der Mädchenbildung besteht eine innere Abhängigkeit. Je gründ-

licher und umfassender Geist und Charakter in der Jugend geformt werden, desto grösser ist der Einfluss auf die Gestaltung der Lebensverhältnisse der Gesellschaft. Obwohl heute für Knaben und Mädchen grundsätzlich die gleiche Schulbildung vermittelt wird, geniessen 43 Prozent der Mädchen nach der obligatorischen Schulzeit keine weitere Ausbildung mehr – eine Zahl, die zu denken gibt. Als Gründe hierfür geben die Autorinnen Vorurteile aufseiten der Jungen wie aufseiten der Eltern an. Das Mädchen wird weithin nicht als Persönlichkeit mit dem Recht auf eigene Entfaltung gesehen, sondern bloss in seiner künftigen Rolle als Ehefrau und zudem in einer Weise, die den heutigen Anforderungen an die Bildung und an die Selbständigkeit der Hausfrau und Mutter bedenklich blind gegenübersteht. Andererseits wird festgehalten, dass heute zahlreiche Berufe, die einst nur Männern offenstanden, auch Frauen zugänglich sind.

Im Eherecht besteht heute eine zögernde Bereitschaft, der Frau die volle Anerkennung ihrer selbständigen Persönlichkeit zu gewähren. Die von Eugen Huber in Art. 159 ZGB verankerte Partnerschaft ist aber noch von allerlei ehemännlichen Privilegien durchlöchert. Wann endlich wird die von einer eidgenössischen Studienkommission schon 1962 geforderte Teilrevision des Familienrechts realisiert? (Unlängst war zu vernehmen, dass als erstes Gebiet nicht das Eherecht, sondern das Adoptionsrecht einer Revision unterzogen werde.) Erfreulicherweise setzt sich in immer weiteren Kreisen heute die Erkenntnis durch, dass das Bild des «häuslichen Herds» der

Wirklichkeit nicht mehr entspricht. Die Zahl der erwerbstätigen Ehefrauen hat sich in den letzten Jahren denn auch sprunghaft erhöht.

Mit einem enger gesteckten Thema befasst sich die deutsche, unter dem Titel «Frauen in Partei und Parlament» erschienene Publikation von *Mechtild Fülles*². Es handelt sich dabei um den ersten Band einer soziologischen Untersuchung mit dem Gesamttitel «Die Frau in der Politik»; der zweite Band soll unter dem Titel «Das Wahlverhalten der Frau» erscheinen. Anlass zum vorliegenden Band gab das Gedenken zum 50jährigen Bestehen des Frauenwahlrechts. Dieses war bekanntlich 1919 in Deutschland eingeführt und in der Weimarer Verfassung verankert worden und bedeutete einen Sieg im Kampf um die politische Gleichberechtigung. Das Bonner Grundgesetz hat diese Linie weitergeführt. Schon bald wurde aber erkannt, dass zur wirksamen Durchsetzung der staatsbürgerlichen Gleichheit viele der sozialen Voraussetzungen fehlen. Die Ungleichheit der Chancen im sozialen Bereich, die Situation der Frauen in Familie, Bildungswesen und Beruf, macht zwar die volle Verwirklichung der staatsbürgerlichen Gleichheit nicht unmöglich, aber erschwert sie.

Die Arbeit kreist um die Frage: Weshalb sind die Frauen in den parlamentarischen Vertretungen der Bundesrepublik Deutschland in der Minderzahl? Die Verfasserin legt das Schwergewicht ihrer Arbeit darauf, die zeitlich und auf den einzelnen politischen Ebenen unterschiedliche Beteiligung der Frauen zu erklären. Untersucht wird die Mitarbeit von Frauen in den Parteien und Parlamenten Westdeutschlands für den Zeitabschnitt 1946

bis 1966. Erfasst werden die vier grossen Parteien CDU, CSU, SPD und FDP sowie ihre parlamentarische Tätigkeit von den kommunalen Vertretungskörperschaften über die Landesparlamente bis in den Bundestag.

Die Ergebnisse lassen sich wie folgt zusammenfassen: Schon am Anfang des Weges in die Parlamente, in den Parteien, bilden die Frauen in sehr ausgeprägtem Masse eine Minderheit. Die Ursache sieht die Verfasserin in den Konflikten, die sich aus dem Nebeneinander von alten und neuen Rollenerwartungen ergeben. Die Frauenorganisationen der Parteien haben diese Schwierigkeiten nicht zu beseitigen vermocht, sondern eher zu einer Isolation der Frauen innerhalb der Parteien geführt. Auf den einzelnen parlamentarischen Ebenen ist die Beteiligung der Frauen nach Partei und Bundesland unterschiedlich, in den kommunalen Vertretungskörperschaften generell am geringsten. Der auf die Frauen entfallende Anteil an den vorhandenen Landtags- und Bundestagsmandaten variiert je nach Partei, Wahlperiode und Landtag. In den Landtagen und Kommunalvertretungen sind sie schwächer vertreten als im Bundestag.

Die alte Rollenvorstellung und das Vorurteil der Gesellschaft der Frau gegenüber verhindern eine Verbesserung der gesellschaftlichen und damit der politischen Situation. Die soziale Lage aber bestätigt wieder das Vorurteil. Der *Circulus vitiosus*, der hier vorliegt, ist, wie die Verfasserin zusammenfassend feststellt, nur schwer zu durchbrechen.

Verena Marty

¹ Reihe «Staat und Politik», Verlag Paul Haupt, Bern 1969. – ² Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1969.

RÜCKBLICK AUF ZWEI BRIEFBÄNDE

«*Ein Libellentanz über dem Spiegel der Erscheinung*»

«Staatlich» nannte man im Georgekreis die internen, nur die Gruppe berührenden,

also eigentlich privaten Angelegenheiten – ein Kuriosum von Begriffsverschiebung, ja Begriffsverwirrung, das heute fast gespenstisch anmutet. Unheimlich wirkt überhaupt, in der Rückblende gesehen, die

Ausstrahlung Georges: mit unglaublicher Macht packte er die Menschen, die für seine Wirkung empfänglich waren – aber wie eng begrenzt war umgekehrt diese Macht. Nicht einen Staat schuf er, sondern höchstens einen Kreis, der, obgleich er weit mehr als das Literarische zu umfassen beansprucht, heute nichts anderes ist als ein leicht befremdendes literarhistorisches Phänomen.

Einen Max Kommerell (dessen Briefe uns in einer breiten Auswahl vorliegen) einfach diesem Kreis zuzuordnen, wäre freilich nicht nur eine Geschichtsfälschung, sondern auch eine Ungerechtigkeit: er hat sich zwar für eine Zeitspanne rückhaltlos dem Meister unterworfen, dann aber, bestimmt und unbeugsam, von ihm losgesagt¹. Dennoch ist es unmöglich, vom Wesen und von der Lebensgeschichte Kommerells einen Begriff zu erhalten ohne den Prozess dieser Hinwendung und Loslösung.

«An Freunden fehlt es mir Gott sei Dank nicht. Ich habe es immer als die wichtigste Angelegenheit behandelt, die wenigen Geformten und die vielen genial Suchenden, die eine Epoche eigentlich bestimmen, zu kennen und womöglich zu lieben.» Dies schrieb Kommerell fast zehn Jahre nach der Ernüchterung durch die George-Erfahrung; es ist ein Satz, der seine Art präzise beschreibt: seine Zuwendung zum andern, sein Wunsch, sich ihm liebevoll, nicht in kritischer Auseinandersetzung zu nähern. Wie wenig ist nötig, um von dieser liebevollen Zuwendung zur Bewunderung, ja Verehrung zu gelangen! Kommerell hat in seiner Jugend, wenn gleich nicht ohne Reserve, den Reformpädagogen Wyneken verehrt, und es ist ihm, dem Unpolitischen, dem Geistesaristokraten, sogar unterlaufen, im Nationalsozialismus die Möglichkeit geistigen Führertums zu vermuten – ein Irrtum, den man ihm heute nicht leicht nachsehen wird, wie ihm überhaupt seine vor allem in der Jugend bezeugte Bereitschaft, geistiges Führertum, Meisterschaft überhaupt für möglich zu halten, nicht gerade Freunde und Verständnis schaffen dürfte: in dieser

Zeit, die Jean Améry letzthin als eine «Zeit ohne Meister» charakterisiert und gerade in dieser Eigenschaft von vorangehenden Epochen getrennt hat.

Dennoch sind gerade die der Erfahrung mit George gewidmeten Briefe Kommerells faszinierend – ja sie sind, obgleich der Anschein trügt, auf eine versteckte Weise aktuell in einer Zeit, die sich gegen jegliche Autorität auflehnt. Erschreckend wirkt zunächst die Unterwerfung des jungen Mannes, seine Anpassung an die Schreibweise des Georgekreises, das Streng-Gestelzte seines sonst so liebenswürdig-biegsamen Stiles. Aber bewundernswert, respektheischend ist dann die Befreiung des Achtundzwanzigjährigen. Rückblickend schrieb er in seinem Tagebuch darüber: «Das ganze Umeinanderleben beruhte auf einer so völligen Aufgabe des persönlichen Selbstgefühls, wie ich sie höchstens für einen Jüngling, niemals für einen Mann angemessen und erträglich nennen kann.» Unterordnung unter den Erfahrenen und Meisterlichen wird hier zwar als dem Jüngling angemessen und zumutbar empfunden, während sie heute (und wir erkennen daran die radikale Änderung der Zeit) auch als unerträglich für den jugendlichen Menschen angesehen wird.

Höflich und unbeugsam zugleich hat Kommerell auch später an der einmal vorgenommenen Distanzierung festgehalten. Dass das Thema seiner Antrittsvorlesung ausgerechnet Hofmannsthal, der von George aus gesehen grösste Abtrünnige, war, dürfte kein Zufall, sondern Manifestation und Ausdruck der geistigen Verwandtschaft sein. In Hofmannsthal zog ihn das Verwandte an (während ihm Georges Wesen letztlich fremd bleiben musste) und vielleicht sah er gerade aus diesem Grunde gelegentlich an ihm vorbei, das heisst er sah sich selber in den ihm verwandten Dichter hinein. Der Entwurf Kommerells zu einem Nachwort für eine Nachlese Hofmannsthalscher Gedichte fand denn auch eine überraschend strenge Kritik, ja Ablehnung im Kreise Hofmannsthals. Heinrich Zimmer, Hofmannsthals Schwiegersohn, nannte diesen Ver-

such (in einem Brief an den Autor selbst) «eine Art Libellentanz mit funkelnden zitternden Flügeln über dem Spiegel mehr der Erscheinung dieses Dichters als der Eigenart dieser Nachlese».

Libellenhaft ist manches an Kommerell. Er ist nicht leicht zu fassen, kaum festzulegen: ein hochbegabter Gymnasiast und Philologiestudent mit gelegentlicher Auflehnung gegen das Fach, ein Georgejünger, der den Keim der Ablösung in sich trägt, ein Privatdozent, dem lange ein Ordinariat versagt bleibt und der auch nicht recht weiss, ob er sich ein solches wünschen soll, ein Gelehrter, der ein Aussenseiter bleibt und beharrlich ein poetisches Werk schafft, dem doch Erfolg und wohl auch Lebenskraft fehlen. Nicht dass alles an ihm libellenhaft gewesen wäre! Mit einer zarten Gesundheit und Sensibilität verbindet sich eine schier unglaubliche Arbeitskraft und Konzentrationsfähigkeit. «Ein Riesenkind, das alle Welten braucht, um sich selbst zu entfalten», nennt ihn Zimmer in dem bereits erwähnten Brief. Das ist eine Formel, die ihn wunderbar packt, aber vielleicht darüber hinaus eine Grundbedingung des literarhistorischen Bemühens überhaupt formuliert. Denn wie, ohne diesen Drang, an der Welt sich selbst zu entfalten, wäre der Wunsch, sich immer neu dem Fremden, einem fernen, vergangenen Fremden, zu öffnen, ja (eine Bedingung der Literaturbetrachtung!) sich selbst hinter dem Andern zurückzustellen, überhaupt denkbar?

Zu ergänzen bleibt im Falle Kommerells, dass die Welt, die er brauchte, fast ausschliesslich geistiger Art war. Für die heutige Zeit, in der Zeit- und Weltbezogenheit des Intellektuellen mit Dringlichkeit gefordert wird, ist die Zeitlosigkeit dieser Briefe erstaunlich. Geschrieben zwischen 1919 und 1944, enthalten sie von Wirtschaftskrise und Nationalsozialismus kaum einen Schatten; vom Kriege wird etwa erwähnt: die Sorge um verwundete Freunde, die Büchernot, die zerstörten italienischen Städte, Randphänomene also eines apokalyptischen Ringens. Das Reich die-

ser Briefe ist nicht von dieser Welt. Das ist, als Sieg des Geistes über die Materie, gewiss grossartig, aber es ist unwiederholbar, ist in die Ferne gerückt. (Dieser zeitlichen Distanz trägt die Herausgeberin, Inge Jens, auf überraschende und völlig überzeugende Weise Rechnung, indem sie jeden einzelnen Brief gleich fortlaufend mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat versieht und durch Antworten der Briefempfänger ergänzt, die Briefe also so weit als möglich in ihre persönliche und zeitliche Umgebung einbettet.)

Dass der Brief als eine Form des sprachlichen, um nicht zu sagen literarischen Ausdrucks in diesem Leben eine wichtige Rolle spielte, steht ausser Frage. Dem Manne, der mit den Besten seiner Zeit Kontakt haben wollte, war er Medium des Gesprächs und der Annäherung, zugleich aber war er ihm ein Gefäss für seine schweifenden Gedanken, die weder im wissenschaftlichen noch im dichterischen Werk Raum und Freiheit genug finden konnten. Seine Gabe der Formulierung, der eleganten Wendung, des raschen Berührens ist grossartig – und sie trägt ihn nicht selten über den Gegenstand hinaus. Es ist dem Stil wie dem Autor eigen, dass er sich gelegentlich aus der Erdschwere löst, mehr libellenhaft über die Dinge hinweggleitet, als dass er sie erfasst. Die Briefe sind deshalb dann am eindrucklichsten, wenn er gewissermassen durch den Gegenstand in die Wirklichkeit hineingezwungen wird: so etwa in der Auseinandersetzung mit dem George-Kreis, im schriftlichen Gespräch mit Schülern, in einem eindringlichen, fein distanzierten Porträt Heideggers. Falls dieser zwingende Gegenstand fehlt, sind gelegentlich die Worte zwar wohlklingend, wunderbar geschmeidig, aber fast inhaltsleer. Das Wort trägt ihn und er lässt sich von ihm tragen. Falls die Auswahl irgend repräsentativ genannt werden kann, gibt es hier kaum kurze Briefe, knappe Mitteilungen. Der nahe Tod nur hat ihm Kürze diktiert. Es gibt denn auch meines Wissens kaum einen anderen Epistolographen, dessen Briefe sich so leicht zum Essay auswachsen. Man

könnte sagen, dass für Kommerell der Brief Skizze und Vorform des Essays war, eines Essays freilich mit deutlich dialogischer Prägung, und müsste gewiss zugeben, dass auch dies eine legitime Verwendung der Briefform ist.

«Der immer gefährdete und immer behütete Mensch»

Auf was für eine andere Weise haben sich Werner Bergengruen und Reinhold Schneider der Briefform bedient!² Bei ihnen zeigt sich keinerlei Neigung, den Brief zum Essay auszuweiten, vielmehr seine Reduktion auf knappe Mitteilung, auf Dank, Begleittext zu übersandten Werken. Ihre Briefe sind Gesten des Kontaktes, Signale der Verbundenheit – kaum mehr. Verglichen mit dem Nichtendenkönnen eines Kommerells, mit dem Ideenreichtum, den er in den Brief drängt, könnten diese Mitteilungen fast dürftig wirken. Aber man tut gut, diesem ersten Eindruck nicht allzusehr zu vertrauen. Je länger man liest, um so mehr empfindet man gerade die Knappheit des Ausdrucks als diesen beiden Menschen unabdingbar zugehörig und in diesem Sinne als Ausdruck ihres Wesens.

Denn beide sind sie verschlossene Menschen, für beide gilt, was Bergengruen einmal von Schneider sagt: dass sie sich «von der eigenen Person distanzieren, ja emanzipieren». Ihr adäquater Ausdruck, vom Privaten so weit wie möglich gelöst, ist das Werk, nicht der Brief. «Mir liegt jener Brief nicht, der sich ausser an den Empfänger noch an ein imaginäres Publikum richtet und dieses gar in der Nachwelt zu finden meint», schreibt Bergengruen einmal in seinen Aufzeichnungen. «Für mich ist der Brief mit der Zeit immer mehr zu einem notwendigen Übel geworden, zu einem Ausdrucksmittel nicht für Gedanken oder Empfindungen, sondern für unvermeidlicherweise mitzuteilende Tatsächlichkeiten.» Das ist deutlich genug. Dass seine Briefe vom Druck des Lebens erzwungen sind – aber freilich auch vom Verantwortungsgefühl eines Menschen be-

stimmt, der sich dem Anspruch der Welt nicht entziehen will –, steht ausser Zweifel und ist fühlbar auch hier, wo er doch dem Dichter schreibt, der ihm unter allen am nächsten war. Es wäre deshalb verfehlt, Bergengruen einen bedeutenden Epistolographen zu nennen – und das Gleiche gilt für Reinhold Schneider. Beide sind sie bemerkenswerte Schriftsteller, interessante und wichtige Vertreter des Katholizismus, und ihrem Briefwechsel kommt schon deshalb dokumentarischer Wert zu. Obgleich mehr Notbehelf als frei gewählter Ausdruck, spiegelt er das geistige Gesicht dieser beiden Persönlichkeiten.

Vieles freilich bleibt Geheimnis (beide Autoren brauchen das Wort gern in bezug auf den Freund), muss es bleiben. Manches wird zu Formeln zusammengepresst: zu Formeln der Mitteilung, der Kontaktsuche, der Verbundenheit auch. Dies letzte ist das Wichtigste und beeindruckt mehr als alles andere an diesem Briefwechsel: die Verbundenheit der beiden Autoren scheint so gross, dass sie, um ihrer gewiss zu bleiben, keiner Worte bedürfen. «Ich weiss, dass ihr Leben schwer ist, und ich glaube, das ihre berührt sich mit dem meinen in einer Tiefendimension, von der unser beider Bewusstsein nichts weiss», schrieb Bergengruen einmal an seinen Freund, und er fährt fort: «Vielleicht ist diese Art von Verbundenheit noch wertvoller als die, von der wir wissen und deren ich mich so oft erfreuen durfte.» Das ist sehr allgemein, sehr zurückhaltend formuliert, aber beileibe keine Phrase.

Der Aussenstehende wird geneigt sein, die Verbundenheit der beiden Autoren in ihrem Katholizismus zu suchen. Diese Erklärung ist aber etwas allzu einfach. Tiefer führt uns eine Bemerkung Bergengruens, er sei der immer gefährdete und immer behütete Mensch. Gefährdet und behütet zugleich, das ist eine Formel, die auch Schneider umfassen kann. Gefährdet sind sie gewiss beide, und Reinhold Schneider wohl noch mehr als Bergengruen; gefährdet durch Krankheit und Unbill der Zeit, durch Schwermut und Zweifel, wobei den inneren Heimsuchungen weit mehr

Gewicht zukommt als den äusseren. Über seine Ausstossung aus der Reichsschrifttumskammer wie über den Verlust seines Hauses hat sich Bergengruen so souverän hinweggesetzt wie Schneider über seine Krankheit. Immer wieder aber reden sie über ihre Schwermut, dies offenbar nie zu bannende Gespenst, nennen sie, ohne sie zu beschreiben, als Faktum ihres Lebens. (Schneider: «Die ganze Schwermut meiner Jugend, die ich glaubte überwunden zu haben, ist über mich hereingebrochen»; Bergengruen: «Ich weiss freilich, dass die Schwermut unser eigentliches Gelände ist, ihres wie meines ...») Aber noch tiefer als die gemeinsame Gefährdung verbindet die beiden, dass der christliche Glaube sie immer wieder aus dem Gestrüpp der Depressionen führt, eine Religiosität auf dem Hintergrund der Schwermut – nach der kühnen Formulierung Schneiders: «ein nihilistisches Christentum». Wenn Max Kommerell sich für einige Zeit einem esoterischen Kreis mit Absolutheitsanspruch anpasste, so fanden diese beiden Gefährdeten in einer überzeitlichen Ordnung, in einem wirklichen geistigen «Staat» einen im letzten nie angezweifelten, also auch nie aufzugebenden Halt.

Kein Zweifel: sie stehen dadurch in Gegensatz zu ihrer Zeit, zur Nachkriegszeit übrigens nicht weniger als zum Natio-

nalsozialismus, und sie stehen doch tiefer in ihr als ein Kommerell, dem es gegeben war, ihr immer wieder zu entgleiten. Erstaunlich ist zwar auch bei diesen beiden Dichtern die Fähigkeit, sich über ihr Erdenlos hinwegzusetzen, aber imponierend auch ihr Wille, sich in der Zeit und gegen sie zu behaupten. Reinhold Schneider bezeichnet das Werk Bergengruens einmal als «geschlossen und überlegen, auf Felsentiefen gegründet, diese Zeit der Verwirrung herausfordernd und überwindend». Die Zeit herausfordern und sie überwinden: damit ist eine schwierige Position bezeichnet, schwierig schon damals, vor Jahrzehnten. Heute, da für Gegnerschaft gegen die Zeit und ihr Fortschreiten, für eine traditionsbestimmte, gar als konservativ zu bezeichnende Haltung kaum Lebensrecht und Lebensmöglichkeit mehr bestehen, wäre sie wohl kaum mehr erträglich. So tönen die Stimmen dieser beiden Schriftsteller, obgleich aus zeitlicher Nähe, doch wie von ferne. Fremd und unverständlich brauchen sie uns deswegen nicht zu sein.

Elsbeth Pulver

¹ Max Kommerell, Briefe und Aufzeichnungen 1919–1944, aus dem Nachlass herausgegeben von Inge Jens, Walter Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1967. – ² Werner Bergengruen, Reinhold Schneider, Briefwechsel, Freiburg Basel Wien 1966.

BRIEFE DER GEBRÜDER MANN

In einer Zeit, da der Dichter Thomas Mann sich bei den Lesern unangefochten behauptet und auch immer wieder neue, junge Anhänger gewinnt, da die Fachliteratur über seine Bücher ins Unüberblickbare zu wachsen droht, während Heinrich Manns Werk hauptsächlich nur Kennern vertraut ist (denen es häufig nicht um ihn selbst, sondern um den Bruder Thomas Manns zu tun ist), in dieser Zeit kann der in einem Band zusammengefasste Briefwechsel der beiden Brüder klärend wirken.

Er kann Akzente setzen und so zeigen, inwiefern Heinrich, der ältere, Thomas in der Arbeitstechnik als Wegbereiter diente, für ihn in der Wahl seiner Vorbilder, Wagners, Paul Bourgets etwa, bestimmend war. Und der Briefwechsel weckt hiedurch das Interesse für Heinrich Mann selbst: er lädt dazu ein, seine Bücher zu lesen oder von neuem zu lesen, um die wechselseitigen Wirkungen, Abhängigkeit und Eigenständigkeit der Brüder auch bei der Lektüre zu verfolgen.

1965 hat der Ostberliner Aufbau-Verlag, der zehn Jahre zuvor eine zwölfbändige Ausgabe der Werke Thomas Manns herausgebracht hatte, 125 Briefe der beiden Brüder publiziert. Die von *Ulrich Dietzel* besorgte Edition ist nun um 55 Briefe erweitert worden. Als Herausgeber zeichnet der Konservator des Zürcher Thomas-Mann-Archivs, Prof. *Hans Wysling*. Reden und Studien der Brüder übereinander, teilweise bisher unveröffentlichtes Material, ergänzen die Briefe¹. Leider überwiegen im Band die Briefe Thomas Manns erheblich; die von Thomas Mann empfangenen und 1933 in München zurückgelassenen Briefe des Bruders fielen dem Weltkrieg zum Opfer.

Von der Lübecker Kindheit ausgehend über die ersten gemeinsam vorbereiteten und besprochenen Versuche und über die ersten Erfolge führte der Weg der Manns zum berühmten literarischen Bruderkampf, zum Kampf «Mann gegen Mann», wie Theodor Heuss 1919 schrieb. Zum offenen Bruch kam es, wie man weiss, aus einem politischen Anlass zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Thomas' «Gedanken im Kriege» riefen Heinrich auf den Plan, der in seinem Essay über Zola in verhüllter, aber für Eingeweihte wohlverständlicher Form dem Bruder über die politische Haltung des Schriftstellers Belehrungen erteilte. Die Antwort des tief gekränkten Thomas Mann waren die «Betrachtungen eines Unpolitischen». Dass in Wahrheit die Wurzeln des Streits viel weiter zurückreichen, dass seine Ursachen komplizierterer Natur sind und das künstlerische Selbstverständnis der beiden Schriftsteller betreffen, hierüber geben die frühen Briefe des Bandes schon Aufschluss. Und wo der heutige Leser die Andeutungen und Anspielungen nicht mehr zu entziffern vermag, oder wo die Briefe – in den Jahren der grössten Entfremdung – gar ausbleiben, dort hilft die Einführung Hans Wyslings, eine feinfühlig und vor allem gerechte Darstellung des Zwists.

Anfang und Ende berühren sich. Das Schicksal ihres Landes, das gemeinsame Exil führen die beiden Brüder wieder zu-

sammen. Diese letzten Briefe legen – neben den vielen kleinen Sorgen des Emigranten-Alltags – ein eindrückliches Zeugnis vom künstlerischen Wollen Thomas und Heinrich Manns ab und vom Einverständnis, das nun zwischen ihnen über die Notwendigkeit der «Revolte des Menschentums gegen eine Hitler-Welt» bestand.

Ein von Hans Wysling vorbildlich zusammengestellter Anmerkungsapparat ergänzt den Band. Die im Thomas-Mann-Archiv liegenden Tagebücher werden, wenn sie 1975 nach dem Willen des Dichters entsiegelt werden dürfen, einen guten Betreuer finden.

Nummer 9 der Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft enthält eine ebenfalls von Hans Wysling vorgelegte Auswahl aus dem Briefwechsel Thomas Manns mit Bruno Walter². Die Verehrung für den Freund und die Liebe zur Kunst des anderen charakterisieren diese schönen Briefe. Faszinierend ist es zu verfolgen, wie stets beim Alterswerk Thomas Manns, wie der Dirigent auf Fragen antwortet, die im Hinblick auf den «Doktor Faustus» gestellt werden, wie Thomas Mann das Material zu seinem Musiker-Roman sammelt. Zuletzt sei noch ein überaus herzlicher Brief Thomas Manns über die Schweiz erwähnt, wohin der Dichter 1947 aus den Vereinigten Staaten vorerst nur für kurze Zeit zurückkehrte: «... die Herzlichkeit, mit der man uns nach 9 Jahren der Trennung wieder aufnahm, war unwiderstehlich, ich bin aufs neue verliebt in Land und Leute und beglückwünsche mich immer im Stillen, dass ich ums Jahr 1940 nicht da war und also *nichts zu wissen* brauche. Da gäbe es freilich allerlei Pénibles zu wissen. Aber was für ein Kleinod von einem Land! Auf einem Raum, dessen Enge man ganz vergisst, welche Vielfalt von landschaftlichen und alt-städtischen Schönheiten!»

Andreas Oplatka

¹ Thomas Mann/Heinrich Mann: Briefwechsel 1900–1949. S.-Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1968. – ² Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft, Zürich 1969.

«Des grössten deutschen Dichters grösste Dichtung», wie der Übersetzer in seinem Nachwort Goethes «Faust» nennt, liegt nunmehr vollständig in estnischem Gewande vor. Der Exilverlag Eesti Kirjanike Kooperatiiv in Lund/Schweden hat das Werk in gediegener Ausstattung herausgebracht. Vor etwa 15 Jahren war «Faust I» auf estnisch erschienen. Das war schon damals ein literarisches Ereignis erster Grösse. Mit dem Erscheinen von «Faust II» (1969) ist nun das Werk vollendet. Übersetzer ist der Exil-Este *Ants Oras*, der sich nach der Flucht (1944) vor den in Estland eindringenden Sowjettruppen an der Universität in Gainesville/Florida als Professor für englische Literatur einen neuen Wirkungskreis geschaffen hat. Als Anglist hat er vielfach englische Klassiker ins Estnische übertragen, neben lyrischen Stücken auch Dramen von Shakespeare. Dass er aber auch ein vorzüglicher Kenner deutscher Dichtung ist, beweisen nicht nur seine Übersetzungen deutscher Lyrik, sondern auch ein Band mit Übertragungen estnischer Lyriker der Neuzeit ins Deutsche, der vor Jahren erschienen ist. Das Deutsch des Übersetzers ist makellos, beachtlich seine Kunst, Reime zu finden.

Vor allem Goethes umfassendes Werk hat es dem Sprachkünstler Ants Oras ange-tan. Von ihm übertragene Gedichte Goethes sind wiederholt in der Kulturzeitschrift TULIMULD der Exil-Esten (Lund/Schweden) erschienen. Aber der Gipfel dieser Bemühungen ist nun mit «Faust II» erreicht. Es ist dies bekanntlich ein äusserst komplexes Werk, vielleicht das komplexeste der Weltliteratur. Schon darum stellt es hohe Ansprüche an den Interpreten, welcher der Übersetzer auch ist. Mit seiner kaleidoskopartigen Zusammensetzung spiegelt es die Fülle goethescher Welt- und Lebenserfahrung. Zeichen dieser Fülle ist auch die Fülle der Versformen und Reime. All dies getreu wiederzugeben, umzuschmelzen und neuzuschaffen: dies ist Ants Oras hervorragend geglückt. Dabei

bildet die Reimknappheit der estnischen Dichtung ein stetes Hindernis. Ich habe die Altmeisterin estnischer Lyrik, Marie Under, selbst eine Übersetzerin von hohen Graden, häufig über diese Reimknappheit ächzen hören. Diesem Mangel half allerdings die Spracherweiterung und Modernisierung des Estnischen, ein Verdienst des Sprachmeisters Johannes Aavik, weitgehend ab. Diese erweiterte und vervollkommnete Sprache benutzt Oras namentlich bei seiner Faust-Übertragung. Sie ermöglicht ihm eine frappierende Treffsicherheit des Ausdrucks und eine Geläufigkeit der Reimfindung, die Bewunderung verdient.

Zu bewundern ist vor allem der ungezwungene Versfluss. Die Reime sind niemals künstlich aufgepfropft, sondern der ganz natürliche Ausfluss und Schlussstein des Verses. Das oft variierte Versmass Goethes ist getreu nachgeschaffen – Zeugnis sowohl der Geschmeidigkeit der estnischen Sprache wie auch ihres virtuosierten Meisters.

Bleibt noch ein Wort von der estnischen Sprache als solcher zu sagen. Das Estnische ist ein Glied der finno-ugrischen Sprachfamilie und mit keiner indogermanischen Sprache verwandt, bis auf zahlreiche Lehnwörter aus dem Deutschen und Schwedischen. Auf einem internationalen Sprachenwettbewerb erhielt das Estnische den zweiten Preis nach dem Italienischen. Mit diesem ist es noch am ehesten verwandt durch seinen klangvollen Vokalreichtum. Man muss einmal ein estnisches Sängerkunstfest miterlebt haben, um die hohe Musikalität dieser Sprache einschätzen zu können.

Auf diesem Instrument spielt Meister Ants Oras die Noten des Goetheschen Faust. Wahrhaft ein würdiges Mittel für dies hohe Kunstwerk. Oras hat damit nicht nur sich selbst, sondern auch seinem in alle Winde zerstreuten Volk ein Denkmal errichtet. Im Namen aller Deutschsprechenden danken wir ihm, dass sein Bemühen einem deutschen Kunstwerk galt, das frei-

lich schon im Entstehen alle engen nationalen Grenzen sprengt.

Möge zum Schluss Goethe selbst seinen Dank sagen mit seinen Versen an einen Künstler:

*Will der Feder zartes Walten,
Will des Pinsels mutig Schalten
Sich dem reinsten Sinn bequemen,
Kannst getrost den Lorbeer nehmen.*

Hermann Stock

MENSCH UND POLITIK

Manès Sperbers Romantrilogie «Wie eine Träne im Ozean»¹

Politische Themen sind im neusachlichen Bereich der neuesten Literatur häufig, tiefgründige, weiträumige und zum Totalen tendierende Gestaltungen des Politischen als Wesen und Unwesen der Epoche Ausnahmen. Was *Manès Sperber* (geb. 1905) geleistet hat, ist exzeptionell. Er, aus alt-österreichischem Galizien kommend, im Kriegs-Wien des moribunden Habsburgerreiches früh mit sozialistischen Strebungen bekannt geworden, unter Max Adlers Leitung individualpsychologisch geschult, musste 1933 als Jude Berlin verlassen, konnte nach der Rebellion der Austromarxisten im Februar 1934 nicht in Wien bleiben; der Emigrant in Paris trennte sich drei Jahre später von der kommunistischen Partei, blieb jedoch Mitkämpfer im deutschen, österreichischen, jugoslawischen und polnischen Widerstand gegen Hitler. Was er, seine Freunde und Gegner im europäischen Chaos 1930 bis 1945 erfahren haben, das hat er in klugen Essays («Die Achillesferse» 1960) durchleuchtet und in einem monumentalen Roman prosaepisch gestaltet. *Manès Sperber* weiss um die Märtyrer und Marodeure des politischen Kampfes, um seine Heroen und Häretiker, um treugläubige Idealisten und technokratische Zyniker, um Opfernde und Profitierende. *Manès Sperber* ist vertraut mit der Mentalität der von Parteien organisierten Unter- und Obertanen, mit den Menschlichkeiten und Unmenschlichkeiten der Fraktions-Funktionäre, ob es tief-

rote Apparatschiks oder braune Ortsgruppenleiter sind, mit Spähern und Spitzeln, Dogmatikern und Dialektikern, Kompromisslern und Integralisten, Kommandierenden und Kommandierten, Rotfront und Totenkopf-SS, Gestapo und roter Geheimpolizei. Er kennt den Infallibilitätsanspruch der Parteizentralen, ihre Kaderbestände rücksichtslos verplanende und verheizende Strategie, das Streben nach einer dem äusseren Erfolg hörig gewordenen Dynamik, wodurch ursprüngliche Zielsetzungen verfälscht und entleert werden. Sinnlos ist der Kampf um eine bessere Welt geworden, um eine glücklichere Menschheitszukunft ohne Bedrückung und Not, ohne Krieg und geopfert Hekatomben. Weil die Mittel zum Zweck entarten, pervertiert das Ringen um Verbesserung vorhandener Zustände zu Machtwillen an sich, der Machtwille zu Machtmissbrauch, der das von ihm errichtete Establishment an die Stelle der erträumten Zukunft rückt und derart eine neue Form bürokratisierter Reaktion zementiert. Dieses von vielen kritischen, nicht durch unablässige Agitation geistig unterminierten und antihuman gewordenen Intellektuellen schmerzhaft und empört erlebte Désastre aller Zukunftsillusionen hat – im Gegensatz zu manchen seiner Leidgenossen – *Manès Sperber* keineswegs zu einem Parteigenossen der Verteidiger des Gestrigen gemacht. *Arthur Koestler*, der weltweit beachtete österreichisch-ungarische Schriftsteller, *Ignazio Silone*, der italienische Erzähler von übernationaler Bedeutung, und *Ernst Fischer*, die profilierteste Persönlichkeit des öster-

reichischen Kommunismus, haben sich ebenso wie Sperber vom masslosen Totalitätsanspruch des Politischen distanziert. Innerlich verwandter ist Sperber dem älteren Joseph Roth, mit dem er Herkunft vom Nordostrand der weiland k. u. k. Monarchie sowie die Abwendung vom revolutionären Radikalismus früher Jahre teilt. Nur dass Manès Sperber nicht ein verspäteter (Prosa-) Sänger versunkener Habsburgerherrlichkeit wurde, dessen Flucht ohne Ende als Gebet in der Wiener (ihm unzugänglich gewordenen) Kapuzinergruft ausklang. Zwischen den Zeilen des Sperberschen Erzählwerkes schimmert indes das Geständnis durch: dass dieses vielgeschmähte k. u. k. Österreich kein Völkerkerker und keine Bastion der Unfreiheit war, sondern die einzige (vertane) Möglichkeit eines wahren Staates, eines Vielvölkerkollektivs ohne Ausmerzung nationaler und individueller Freiheit. Die lange Reise des galizischen Juden Manès Sperber durch die europäische Nacht endete nicht in Verzweiflung und selbstgewollter Alkoholvergiftung, sondern in der Einsicht, er wäre zur Hoffnung verdammt: dass neunhundertneunundneunzig Schritte vergeblich sein müssen, der tausendste aber vielleicht zu einer winzigen Evolution beitragen könne, zur Annäherung an eine bessere Welt. Derart manifestiert sich in Manès Sperber möglicherweise ein letzter Rest des josephinischen Zukunftsoptimismus, getreulich bewahrt von den aus Getto-Enge durch einen aufklärerischen und philanthropischen Kaiser befreiten Juden der einstigen habsburgischen Kronländer Galizien und Bukowina. Ungeachtet verständnisvoller Würdigungen durch die Kritik und zahlreicher Übersetzungen hat der einzige Roman des Autors «Wie eine Träne im Ozean» im deutschen Sprachraum sich bislang kaum durchgesetzt. Äussere Umstände dürften dazu beigetragen haben. Der erste Teil der Trilogie («Der verbrannte Dornbusch») erschien 1949 in einem wahrscheinlich durch die Besatzungsbehörde finanzierten Mainzer Verlag; der zweite Teil wurde 1950 in französischer Sprache publiziert

(«Plus profond que l'abîme»); der zu einem selbständigen Buch umgearbeitete Schlussband kam 1955 heraus («Die verlorene Bucht»); erst 1962 legte der Kölner Verlag Kiepenheuer & Witsch das Gesamtwerk vor, von dem seit 1941 Bruchstücke der französischen Öffentlichkeit bekannt geworden sind. Nun wurde die Sicherheit der ein Chaos meisternden Komposition deutlich, die nie gegenüber der Vielheit der Gestalten und Geschehnisse versagt. Dojno Faber, der Intellektuelle, ist zwei Jahrzehnte lang in die Planung und Aktion der kommunistischen Zentrale verstrickt, bei aller fast unterwürfiger Treue bewahrt er geistige Selbständigkeit, wird nicht den Komintern hörig, bleibt humaner, wenn auch nicht schuldloser Mensch und löst sich schliesslich, seinem Gewissen mehr folgend als den Partei-Parolen, vollbewusst der ihm drohenden Diffamierung und Gefährdung durch jene, die alte Unfreiheit durch neue Knebelung ersetzen. Der harte und dornige Weg über die Schauplätze des europäischen Chaos und durch eine gnadenlose Epoche führt durch ein Meer von Leid; jeder schmerzliche und grosse Augenblick ist ebenso transitorisch wie alles Leben, ist «eine Träne im Ozean». Die bohrende und klärende Dialektik der Auseinandersetzungen findet Entsprechung in den plastisch gestalteten Geschehnissen und der Unmittelbarkeit der sie tragenden Individuen. Nicht minder rühmenswert die Sachlichkeit des Vortrags; nie wird agitiert, gepredigt, heroisiert, devalviert, doziert, die Urteilsbildung des Lesers durch keine Suggestionen modifiziert. Die Tatsachen sprechen für sich. Ebenso deutlich wie die Bestie im Menschen manifestiert sich das Menschliche in der Bestie, das Ausbeutende im Idealisten, das Gütige im Ausbeuter, das Törichte im Manager-Intellekt, das Strategische im beschränkten Fanatiker, die Feigheit im Tapferen, die Tapferkeit im Feigen. Das Wissen um die Relativität und Fragwürdigkeit alles Menschlichen, um die Verhaltensarten des homo sapiens beider Geschlechter bleibt unbefangen, wen auch immer die Aussage betrifft: Kommunisten, Austromarxisten,

deutsche Sozialdemokraten, Faschisten, Nazis, jugoslawische und polnische Partisanen, Ustaschi, Emigranten, Besitzer von Parteibüchern verschiedener Couleur, Sympathisierende, Kollaborateure, Gettojuden, Rassisten, SS-Generale, ängstliche Besitzbürger, entwurzelte Arbeiter, freiwillige oder unwillige Uniformträger, heimatlos gewordene Intelligenzler, überall unentbehrliche, gegebenenfalls liquidierte Rowdies und Kopfjäger. Das erzählte Welttheater einer Unzeit hat kaum seinesgleichen in der deutschen und europäischen Literatur der Epoche. Manès Sperber operiert mit traditionellen prosaepischen Darstellungsweisen, distanziert sich indes deutlich von der Beschwichtigungstendenz des Formkonservatismus und dessen kalligraphischen Neigungen. Andererseits, Sperber hat keine Teilhabe an der Stoffhäufung des Neorealismus, an seinem Aberglauben, Wesen und Unwesen der Mit-Zeit könnte durch Abfolge unterkühlter oder überhitzter Reportagen bewältigt werden, deren Summe zwischen zwei Buchdeckeln addiert, aber kaum ausgewertet ist. Die zentrale Gestalt, Dojno Faber, ist ihrem Urheber wahlverwandt, doch ungeachtet mancher

Identitäten der erlebten Ereignisse weit mehr imaginativ denn autobiographisch. Manès Sperber vereint Kraft der Erfindung mit unbestechlicher Objektivität auch in Hinsicht dessen, was er nur als kritischer Beobachter erfahren hat. Diese Eigenschaft sichert, ungeachtet mancher Ermattungen darstellender und sprachlicher Art, dem Werk einen ästhetischen Rang, der dem des politischen Buchs adäquat ist, dessen geistige Dynamik auf mehr als tausend Seiten nie erlahmt. In einem zu Oslo 1962 gehaltenen Vortrag «Literatur und Politik in unserer Zeit» forderte Walter Jens vom politischen Roman, er müsse ein Echospiel sein von anonymem Ruf und persönlicher Entgegnung.

Manès Sperbers Buch hat dies geleistet, nur dass das von Jens gewünschte «heitere Grau» des Gegenwärtigen fehlt: teils, weil der Roman ins Historische hinübergleitet, teils, weil dem Erzähler (was man verstehen kann) das Lachen und Lächeln vergangen ist.

Ernst Alker

¹ Manès Sperber, *Wie eine Träne im Ozean*, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1962.

NATUR UND FUNKTION DER SPRACHE

Brice Parain Fragestellung lautet: «Ist die Sprache etwas von uns Hervorgebrachtes, ein von uns entworfenes und ausgearbeitetes Zeichensystem, ein Zum-Ausdrücken unserer tiefsten Natur, oder auch noch etwas anderes, etwas, mit dem wir uns abfinden müssten, wie mit einer Macht, die uns gegenüber immer eine gewisse Selbständigkeit erhält¹?» Zu ihrer Beantwortung zieht er die Auffassungen der grossen Philosophen heran, vor allem jene von Aristoteles, Descartes, Leibniz und Hegel – ein etwas langwieriges und für den philosophisch nicht Geschulten eher ermüdendes Vorgehen. Klar werden die grundlegend verschiedenen Vorstellungen Descartes'

und Hegels herausgearbeitet: nach Descartes besteht ein natürlicher Bedeutungszusammenhang zwischen den Worten und den Ideen, die sie bezeichnen; die Sprache ist Dolmetscher der Wahrheit, der wesenhaften Wirklichkeit. Nach Hegel darf man aber die Sprache nicht auf intellektuelle Vorgänge reduzieren, sie stellt vielmehr «das Ganze unseres Gemütslebens und unseres tätigen Lebens» dar. Nicht die Gegenstände selbst geben den Worten ihren Inhalt, sondern die durch die Gegenstände in uns erweckten Bilder und Entdeckungen.

Am Schluss entwirft Parain eine eigene Metaphysik der Sprache, und dieses Kapi-

tel dürfte wohl das kostbarste sein. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache muss offen bleiben, weil keine historische Wissenschaft entscheiden könnte, ob die Sprache ein Produkt des sozialen Lebens sei oder das soziale Leben ein Produkt der Sprache. Die Funktion der Sprache bestimmt Parain als «die Regel unseres Denkens und unseres menschlichen Handelns, die ausser uns und folglich uns transzendent ist, weil sie der Ort des Allgemeinen und des reflektierten Willens ist». Zutiefst Individuelles kann die Sprache gar nicht ausdrücken; Empfindungen und Sprache sind nicht von derselben Natur.

Mario Wandruszka, Ordinarius für romanische Philologie an der Universität Tübingen, untersucht in dem Band *Sprachen vergleichbar und unvergleichlich* einerseits, was unsere Sprachen für uns leisten und wie sie es tun, andererseits konfrontiert er die jeweils gefundenen Teilresultate immer wieder mit der Frage, ob man die Struktur einer Sprache auf die Eigenart eines Volkes zurückführen dürfe². Für seine sorgfältigen Untersuchungen vergleicht er sechs europäische Sprachen miteinander: das Deutsche, das Englische, das Französische, Italienische, Spanische und das Portugiesische. Und zwar anhand von 78 modernen literarischen Texten und ihren Übersetzungen. Der Übersetzungsvergleich zeigt, dass in fast allen Fällen jede dieser Sprachen den Originaltext bedeutungsgetreu wiedergeben kann; aller-

dings werden häufig ganz andere grammatische Mittel mobilisiert als in der Originalsprache: was die eine Sprache mit einem Suffix ausdrückt, leistet die andere im Adjektiv, was bei der einen implizit mitverstanden wird, sagt die andere explizit. Wandruszka betrachtet jede Sprache als ein Instrumentarium notwendiger und redundanter Formen; die Sprache ist asystematisch und zufällig. Zufällig ist vor allem das Überleben oder Zugrundegehen von grammatischen Formen und Möglichkeiten im historischen Prozess. Deshalb dürfen sprachliche Strukturen nicht einfach mit Erlebnis- oder Denkstrukturen gleichgesetzt werden. Wandruszka findet es geradezu naiv, die geprägte Welt einer Sprache auf den prägenden Geist eines Volkes zurückführen zu wollen. Der Geist eines Volkes verändert sich im Laufe der Jahrhunderte; die Veränderungen der Struktur und der Formen der Sprache halten aber nicht Schritt mit dem lebendigen Geist. Sehr wertvoll sind Wandruszkas Hinweise auf die historische Bedingtheit der Sprache mit den entsprechenden Belegen. Allerdings bleibt seine Argumentation etwas in den Einzelheiten stecken; er protestiert, aber er widerlegt nicht genau genug.

Ruth J. Müller

¹ Brice Parain, Untersuchungen über Natur und Funktion der Sprache. Ernst-Klett-Verlag, Stuttgart 1969. – ² Mario Wandruszka, Sprachen vergleichbar und unvergleichlich, Verlag R. Piper & Co., München 1969.

HINWEISE

Theologie

Ein vielschichtiges und äusserst anregendes Meditationsbuch über die Evangelien legt *Walter Nigg* vor: «Botschafter des Glaubens – Der Evangelisten Leben und Wort», Walter-Verlag, Olten. Es ist also keine Auseinandersetzung mit theoretischen Fragen der Textkritik, Exegese und Interpreta-

tion, sondern der überaus schön geglückte Versuch, Christi Leben, Botschaft und Geist im Widerschein der Evangelien in der Intimsphäre des modernen Menschen aufleuchten zu lassen. Die einzelnen Evangelien sind durch die Eigenart ihres Verfassers geprägt. So berichtet Nigg auch über ihr Leben, aber stets so, dass ihre Berufung zu dieser aussergewöhnlichen Aufgabe

fühlbar wird. Wie in seinen Darstellungen der grossen Gestalten der Christenheit wird auch bei den Evangelisten deutlich, dass sie an sich gewöhnliche Menschen mit recht vielen negativen Charakterzügen waren und nur durch göttliche Inspiration zur Niederschrift dieser neuen, alle Literaturgattungen übersteigenden Berichte fähig wurden. Dabei kommt Nigg als Wissenschaftler auch auf die Frage des «Urevangeliums» und der apokryphen Schriften zu sprechen, bei deren Beurteilung er, der ein überdurchschnittliches Sensorium für die Echtheit des Religiösen hat, ausserordentlich nüchtern verfährt. So weitet sich dem Leser des Buches auf dem durch und durch realen Boden das Wort, die göttliche Dimension, beinahe unbemerkt aus.

*

Den Geist Christi den Gläubigen gleichsam handgreiflich nahe zu bringen, ist die Absicht *Ladislaus Boros*⁷. Seine Schriften («In der Versuchung» und «Aus der Hoffnung leben», beide bei Walter, Olten) sind Meditationen, die Aussprüche, besonders aber Taten und Erfahrungen Jesu dem heutigen Menschen so zu verstehen helfen, dass der Leser in seinen Nöten, aber auch in seiner Andacht und Vertiefung ins Mysterium des Glaubens immer von neuem orientiert wird. Als wissenschaftlich und philosophisch hervorragend gebildeter Theologe kann Boros in seine Betrachtungen auch die weltlichen Aspekte der Glaubensprobleme hineinbeziehen und den Ort des Christen in der wissenschaftlich und technisch strukturierten Welt umreissen. In ungeahnte Höhen führen seine sehr schlicht gehaltenen Betrachtungen über Jesu Versuchungen, die wohl zu den beglückendsten und tiefstinnigsten Werken christlicher Spiritualität gehören.

*

Aus jüdischer Sicht nimmt *Ben-Chorin* zur Gestalt Jesu Stellung, den er mit einem Wort Bubers «Bruder Jesus» nennt («Bruder Jesus – Der Nazarener in jüdischer Sicht», List-Verlag, München). Wie Leo Baeck betrachtet auch Ben-Chorin das Neue Testament als eine Urkunde jüdi-

scher Glaubensgeschichte. In Jesus sieht er einen der bedeutendsten Männer der jüdischen Frömmigkeit, ja der Religion überhaupt. Gerade seine Interpretation des Lebens und Wirkens Jesu aus jüdischer Sicht bringt auch dem Christen die menschliche Gestalt Christi näher. Denn der Autor deckt die Zusammenhänge zwischen der jüdischen Tradition und den Handlungen Jesu oder seiner Anhänger auf. Ben-Chorin stützt sich dabei nicht nur auf seine profunde Kenntnis jüdischen Glaubens und der Überlieferung, sondern er kennt auch die einschlägige christliche Literatur ausgezeichnet. So kann er sich bei der – bei ihm begreiflichen – Aberkennung von Christi Messianität auf die «Entmythologisierung» in der christlichen Theologie berufen. Das Buch sollte jeder, der sein Verständnis für das Milieu und die Eigenart der einen Wurzel der Glaubenswelt Jesu vertiefen will, unbedingt lesen.

*

Eine Korrektur einerseits an der Rationalisierung, andererseits an der Psychologisierung des Transzendenten versucht *Alfons Rosenberg* in einer weit ausholenden, äusserst reichhaltigen Untersuchung über «Engel und Dämonen» (Verlag Prestel, München). Er erkennt scharfsichtig, dass die an sich begrüssenswerte Tendenz, Auswüchse und Missbräuche des Glaubens an überirdische Mächte abzuschaffen, in der Aufklärung zugleich die Verschüttung der transzendenten Dimension des Seins mit sich brachte. Es geht ihm keineswegs um die Verteidigung oder Wiedereinführung des primitiven Hexenglaubens oder der Formen des Aberglaubens, sondern vielmehr um den Nachweis, dass die Motorik verschiedener menschlicher Handlungen – in den Staaten mit totalitären Systemen deutlich genug spürbar – gerade in diesen geistigen Mächten liegt. So berechtigt die Erfassung religiöser Phänomene durch die Tiefenpsychologie auch ist, so müssten ihre Vertreter wissen, dass ein Rest in diesen Phänomenen ihr entzogen bleibt, da er jenseits ihres Bereichs liegt, nämlich im aussermenschlichen, überirdischen.

Literaturwissenschaft und Kritik

Von *Roman Ingarden*, dessen grosses Werk «Vom Erkennen des literarischen Kunstwerks» wir anlässlich der deutschen Ausgabe ausführlich vorstellten, liegen jetzt, ebenfalls in deutscher Sprache, gesammelte Vorträge zur Ästhetik vor, die von 1937 bis 1967 entstanden sind. Der Band, den der Max-Niemeyer-Verlag in Tübingen mit aller Sorgfalt betreut hat, trägt den Titel «Erlebnis, Kunstwerk und Wert» und deutet damit die Problemkreise an, in denen sich Ingardens Forschung bewegt. Auf gedrängtem Raum gibt er eine Definition des ästhetischen Erlebnisses und erörtert Prinzipien einer erkenntniskritischen Betrachtung der ästhetischen Erfahrung. Von besonderem Interesse dürften die Arbeiten sein, die sich mit dem Wertproblem befassen. Literaturwissenschaft und Literaturkritik sind zwei verschiedene Disziplinen. Aber die Zone, in der sie sich berühren und in der Wechselbeziehungen zwischen ihnen bestehen, liegt im Bereich dessen, was Ingarden das ästhetische Erlebnis nennt. Seine Aufsätze sind für Wissenschaft und Kritik von grundlegender Bedeutung.

*

Man wusste es wohl, aber man vergewärtigte es sich nicht: die deutschen Romantiker sind durchaus nicht nur Schwärmer und Träumer gewesen. Adalbert von Chamisso, ein Spätling, dessen Nachruhm fast ausschliesslich auf der Geschichte von Peter Schlemihl gründet, allenfalls auf Gedichten in Lesebüchern, war nicht nur ein Naturwissenschaftler von Rang; 1815 bis 1818 nahm er auf der Brigg «Rurik» an der Expedition teil, die der russische Staatsmann Romanzoff ausgerüstet hatte. Kotzebues Sohn übrigens war der Kapitän der «Rurik», und die Reise führte nach Brasilien, Kap Horn, Beringstrasse (es gibt seitdem dort eine Chamisso-Insel), Südsee, Manila, Sundastrasse und um das Kap der Guten Hoffnung nach Europa zurück. Chamissos Ausbeute bestand, nebst ethnologischen Erkenntnissen, aus einer grossen botanischen Sammlung. Und sie bestand aus Aufzeichnungen, aus denen Walther

Migge eine Auswahl zusammengestellt hat. *Adalbert von Chamisso*, «Reise um die Welt», ist in der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart erschienen, ein prächtiges Geschenkbuch mit zahlreichen zeitgenössischen Illustrationen.

*

Dankbar greift man nach dem Sammelband «Literaturwissenschaft und Literaturkritik im 20. Jahrhundert», den *Felix Philipp Ingold* im Kandelaber Verlag, Bern, herausgegeben hat. In gedrängter Form stellen darin verschiedene Fachleute die Entwicklungen dar, denen Literaturwissenschaft und Kritik in unserem Jahrhundert in den verschiedenen Sprachbereichen folgten. Moderne Methoden der Forschung werden skizziert, und anhand beigegebener Literaturverzeichnisse ist es leicht möglich, die aufgezeigten Spuren weiter zu verfolgen. Die Reihe der Beiträge eröffnet *Max Wehrli* mit einer kenntnisreichen Darstellung der deutschen Literaturwissenschaft und der neueren methodologischen Diskussion. Die weiteren Beiträge stammen von *Felix R. Bosonnet* (Anglo-amerikanische Literaturkritik), *Robert Kopp* (Französische Literaturwissenschaft), *Giovanni Bonalumi* (Italienische Literaturkritik) und dem Herausgeber, der die sowjetische Literaturwissenschaft des 20. Jahrhunderts vorstellt.

*

Erfreulich ist, dass die Literaturkritik als Gattung im letzten Jahrzehnt durch Darstellungen und mehr noch durch Ausgaben kritischer Texte ins literarische Bewusstsein gerückt wurde. Eine der sorgfältigsten und am weitesten ausgreifenden soll hier genannt und empfohlen werden, obwohl sie schon seit ein paar Jahren vorliegt: «Deutsche Literaturkritik im zwanzigsten Jahrhundert, – Kaiserreich, Erster Weltkrieg und Erste Nachkriegszeit», herausgegeben von *Hans Mayer*. Sie enthält kritische Aufsätze von Detlev von Liliencron bis zu Hans Henny Jahnn, von Oskar Loerke bis zu Bertolt Brecht, und sie macht deutlich, dass literarische Kritik in deutlicher Distanz zum akademischen Literaturbetrieb am besten gedeiht (*Henry Goverts Verlag, Stuttgart 1965*).